

Frey Steffen | Gender

Therese Frey Steffen
Gender

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19445

2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Durchgesehene und ergänzte Ausgabe 2017

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,

Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany 2020

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019445-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Gender Studies und die Schöpfungsgeschichte: Stammt Eva aus Adams Rippe, oder schuf Gott Mann und Frau nach seinem Ebenbild? 7
Der Begriff <i>gender</i> / Gender Studies 13
Sprachliche Herkunft, Entwicklung und Bedeutung 13
<i>Doing gender</i> versus <i>performing gender</i> 22
<i>Undoing gender</i> 28
Zur Geschichte und Entwicklung der Women's und Gender Studies 31
Erste Welle der Frauenbewegung: Von den Anfängen bis 1920 31
Zweite Welle der Frauenbewegung: 1920 bis 1990 39
Wegbereiterinnen 1920 bis 1950 39
Wegbereiterinnen 1960 bis 1970 47
Streit um Differenz 60
Psychoanalyse, Feminismus und <i>gender</i> 65
Repräsentation und <i>male/female gaze</i> 71
Cyberfeminism 74
Dritte Welle seit 1990 76
Von den Women's Studies zu den Gender Studies 76
Gender als historische, anthropologische und soziale Kategorie 77
Die Sex-Gender-Debatte 81
Gay/Lesbian Studies und Queer Theory 84
Gender und Postcolonial Studies 86
Intersektionalität; Inter-, Trans- und Post-Problematik 89
Gender Studies und Masculinities Studies 91
Gender als Wissens- und Analysekategorie 99
Gender Mainstreaming und Managing Diversity 105
Gender unter postsozialen Bedingungen 108
Resümee und Ausblick 110

Anmerkungen	115
Kommentierte Bibliografie	127
Schlüsselbegriffe	137
Zeittafel	152
Dank	157

Gender Studies und die Schöpfungsgeschichte: Stammt Eva aus Adams Rippe, oder schuf Gott Mann und Frau nach seinem Ebenbild?

Als Einstieg zum Thema *gender* / Gender Studies sei die Bibel zitiert, die zum Ursprung der Geschlechter zwei unterschiedliche Versionen liefert:

»Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib.« (1. Mose 1.27)

»Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm.« (1. Mose 2.22)

Es stellt sich die Frage, warum der zweite biblische Schöpfungsbericht, der die aus der Rippe des Mannes gezeugte Frau schildert, den ersten über die gleichzeitige und ebenbürtige Schaffung von Mann und Frau nach dem Bilde Gottes praktisch aus der Wahrnehmung verdrängt hat. Ist die Rippenmetapher einfach spektakulärer, oder liegt dieser Priorisierung vielmehr eine geschlechterstereotype Dimension zugrunde?¹ Folgt man der zweiten Hypothese, könnte man einer patriarchalisch geführten Kirche unterstellen, die Hierarchisierung der Geschlechter einer Gleichstellung vorgezogen und deshalb vermittelt zu haben.² Tatsache ist, dass die antiken Hexameronauslegungen noch beide Schöpfungsberichte berücksichtigen, denn die Idee des Menschen als Ebenbild Gottes mit männlichen und weiblichen Anteilen durchzieht die Anthropologie noch lange. Außerdem verlangt ein hermeneutisches Grundprinzip, eine Textstelle durch eine andere zu erklären,

wie etwa Augustinus in *De doctrina*. Das typische Verfahren ist es demnach, 1. Mose 1.27 durch 1. Mose 2.22 zu erläutern. Das mag einer der Gründe für die jahrhundertelange Priorisierung von 1. Mose 2.22 über 1. Mose 1.27 sein. Weshalb nicht umgekehrt? Weil 1. Mose 2.22 nach 1. Mose 1.27 steht (Argument der Chronologie), oder weil das Spezifischere das Allgemeine erklärt (Logik des Arguments)? Die Antwort auf diese Frage ist in der traditionellen biblischen Unterordnung der Frau unter das männliche Prinzip zu suchen. Zu den klassischen Bibelstellen, die diese Unterordnung belegen, gehören neben 1. Mose 2.22 auch 1. Mose 3.16 (»Und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein, aber er soll dein Herr sein«); 1. Tim 2.11–12: (»Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung. Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann Herr sei, sondern sie sei still«) und 1. Kor 14.34: (»denn es ist ihnen nicht gestattet zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt«). Die sogenannte paulinische Linie bekräftigt die Hierarchiestufen mit 1. Kor 11.8–9 (»Denn der Mann ist nicht von der Frau, sondern die Frau von dem Mann. Und der Mann ist nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen«) sowie Eph 5.22–23 (»Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter wie dem Herrn. Denn der Mann ist das Haupt der Frau, wie auch Christus das Haupt der Gemeinde ist, die er als seinen Leib erlöst hat«). Gott, Christus, Mann, Weib bilden eine Hierarchiesteppe, auf der die Frau nicht nur zuunterst, sondern überdies still und stumm steht. Die Überlegenheit des Mannes wird aber auch außerhalb der biblischen Tradition bestätigt: »Bis ins 17. Jahrhundert hinein findet sich solches Denken durch eine anthropologische Grundannahme legitimiert, die ihre Autorität von Aristoteles bezieht: Das Maß des Menschen ist der Mann.«³

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass der Ge-

gensatz zwischen dem ersten und dem zweiten Schöpfungsbericht theologisch erst im 18. Jahrhundert wiederentdeckt wird, in einer Zeit, in der einerseits aufklärerische Ideale von Gleichheit an Gestalt und Anhängerschaft gewinnen und die andererseits eine »Zeit der Erfindung des bürgerlichen Geschlechterverhältnisses«⁴ ist. Dies spiegelt die Ambivalenz der Aufklärung wider, die die Ungleichheit der Geschlechter mit dem Ideal der Gleichheit der Menschen oft vergeblich in Einklang zu bringen suchte.

Wesentlich für das Verständnis der Geschlechter in einer Zeit intellektueller Befreiung sind Jean-Jacques Rousseaus *Emile oder Über die Erziehung* (1762) und Immanuel Kants *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* (1764). Darin äußert sich Kant explizit zur moralischen Arbeitsteilung der Geschlechter. Das Paar bildet für ihn eine einzige moralische Person, »welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird«⁵. Das sei nicht nur der ehelichen Einheit und Eintracht förderlich, sondern rechtfertige ebenso die Defizienz der weiblichen Form von Moralität: sie regiert ja nicht, sondern belebt. Auch Rousseau entwirft in *Emile* eine vergleichbare Arbeitsteilung der Geschlechter: »Die Frau hat mehr Witz, der Mann mehr Geist; die Frau beobachtet, der Mann denkt.«⁶ Zwar sollten Mädchen und Jungen gleichermaßen unterrichtet und erzogen werden, aber der männliche Verstand kultiviert die weibliche Natur.

Was zeigt uns dieser Blick zurück?⁷ Erst seit gut 200 Jahren, seit der Französischen Revolution, wird die Kategorie der symbolisch geltenden ständischen und patriarchalischen Ordnungen, der Hierarchisierung des Wissens und der Wissensgenerierung von außen betrachtet und angezweifelt. Das gilt auch für die beiden Bibelstellen des Schöpfungsberichts. Es ist kein Zufall, dass erst und gerade während der Aufklärung bei-

de Schöpfungsmythen, 1. Mose 1.27 und 1. Mose 2.22, wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit treten. Diese Tatsache zeigt deutlich, wie sehr der kulturelle und kulturgeschichtliche Kontext die Antwort auf die Frage bestimmt, weshalb der Frau der häusliche, dem Mann aber der öffentliche Raum zugewiesen wird. Daraus folgt, dass der männliche Körper zur Symbolgestalt des Geistigen und der weibliche zur Symbolgestalt des Körperlichen/Sterblichen, der Sexualität geworden ist.⁸

Der theologische, philosophische und anthropologische Exkurs verdeutlicht, verkürzt und zugespitzt formuliert, zweierlei: Erstens spielt die Differenz zwischen dem biologischen und dem kulturellen Geschlecht seit Beginn der Menschheitsgeschichte eine Rolle. Zweitens ist Geschlecht auch ein historisch wandelbares, soziokulturelles Phänomen, wobei die Kategorien »Frau« und »Mann« entsprechend der jeweils herrschenden Gesellschaftsdoktrin definiert werden. Hierarchisierend, hegemonisierend, ein- und ausgrenzend, bleibt das Geschlecht jenseits von Emanzipationsbestrebungen eine identitätsbestimmende Macht.

Der vorliegende Band versteht sich als Essay, als Versuch einer Bestandsaufnahme zu einem komplexen und wachsenden Forschungsfeld. Ziel ist keine auf Vollständigkeit bedachte wissenschaftliche Abhandlung über alle Fachdisziplinen, Theorieansätze und Ländergrenzen hinweg; vielmehr geht es darum, sich dem Gegenstand chronologisch und bewusst knapp und verkürzt anzunähern, und zwar aus der Perspektive der angloamerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaft, der Schlüsseldisziplin bei der Entstehung und Ausformung der Gender Studies auch im deutschen Sprachraum.⁹ Zahlreiche Forscherinnen¹⁰ belegen eindrücklich die grundlegende genderrelevante Theorieentwicklung, die sich aus der Literatur- und Kulturwissenschaft heraus entwickelt hat und längst eine Vielzahl anderer Fachrichtungen wie Geschlechtergeschichte,

Kunstgeschichte, Musik, Kulturanthropologie, Ethnologie, Theologie, Philosophie, Rechts-, Erziehungs-, Theater-, Film- und Medienwissenschaften, Psychologie, Ökonomie, Medizin, Naturwissenschaften oder Informationstechnologien umfasst. Sie alle haben seit Mitte der achtziger Jahre sowohl den Begriff Gender Studies wie die Analysekategorie *gender*/Geschlecht wesentlich mitgeprägt und erweitert.

Diese Einführung füllt insofern eine Lücke im deutschen Sprachraum, als die Theoriebildung hier bislang eine »ausgeprägte sozialhistorische Ausrichtung«¹¹ erfuhr. Während in Westeuropa seit 1968 historisch-gesellschaftstheoretische Orientierungen dominierten, musste sich der US-amerikanische Feminismus auch mit gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen auseinandersetzen, die nur bedingt mit den hiesigen vergleichbar sind: dem soziokulturell, historisch und politisch folgenreichen System der Sklaverei. Einerseits wirkt sich dies in Form einer scheinbar geringeren Übertragbarkeit angloamerikanischer Einsichten auf Westeuropa aus, lässt jedoch andererseits die zunehmende Bedeutung komparatistischer Perspektiven hervortreten. Gerade weil Westeuropa heute ein Einwanderungsgebiet ist, sehen wir uns, mit einiger Verspätung, mit ähnlichen und neuen Fragen der Identitätspolitik konfrontiert. Probleme multiethnischer Gesellschaften, wie sie in den USA seit langem existieren und die die angloamerikanische Theorie-debatte berücksichtigt, werden auch für den europäischen Raum immer bedeutsamer. Freilich wird im deutschen Sprachraum, besonders seit 1990 und dank Judith Butler, die angloamerikanische Gendertheorie intensiv und teilweise kontrovers rezipiert. Eine aktuelle Standortbestimmung ist angesagt.

Ziel des vorliegenden Bandes ist es deshalb, die wesentlichen Fragen, Debatten und Fortschritte auf diesem emanzipatorischen Weg retrospektiv wie prospektiv aufzuzeigen und punktuell zu beleuchten.

In einem Forschungsbereich, der einmal mehr eine radikale Wandlung durchmacht, kann ein solcher Beitrag nicht mehr und nicht weniger bedeuten als einen weiteren Besuch auf einer internationalen, wenn auch noch nicht globalen Baustelle, auf der die angloamerikanischen Debatten noch immer ein Fundament bilden.

Der Begriff *gender* / Gender Studies

Sprachliche Herkunft, Entwicklung und Bedeutung

Gender Studies (aus engl. *gender*: grammatisches Geschlecht, Genus, und *studies*: Studien, Untersuchungen) analysieren das Geschlechterverhältnis respektive die Geschlechterverhältnisse als strukturierte wie strukturierende Bedingungen menschlicher Gemeinschaften und Gesellschaften. Der Fokus liegt auf Fragen nach der Geschlechterhierarchie, das heißt der Ungleichheit der Geschlechter oder der Geschlechterdifferenz, der Geschlechterrollen und -stereotype, mithin der Geschlechtsidentität(en), wie sie sich unter verschiedenen soziokulturellen und historischen Bedingungen ausformen oder eben »konstruieren«. Richten sich heute die Gender Studies auf Weiblichkeiten und Männlichkeiten und ihre Relationalität, so gilt es doch festzuhalten, dass sie ohne die Aufbauarbeit der Feminist, Women's und Womanist Studies seit 1970, aber auch der Queer Theory in den späten achtziger und neunziger Jahren in ihrer heutigen Form undenkbar wären.

Obwohl sich der Begriff *gender* binnen relativ kurzer Zeit im akademischen wie politischen Bereich ausbreitete¹, war er noch um 1960 im heutigen Gebrauch als »kulturelles Geschlecht«, »Geschlechterverhältnis« oder »soziokulturelle Konstruktion« auch im angloamerikanischen Sprachraum nicht geläufig. Einschlägige Wörterbücher wie *OED*, *Webster's*, *Fowler's Dictionary* definieren *gender* ausschließlich als lexikalisch-grammatische Unterscheidung von »weiblich« und »männlich«. 1968 verwendete der Psychologe Robert J. Stoller den Begriff *gender* erstmals in einem anderen als grammatischen Sinne: zur Differenzierung sozialer und biologischer Geschlechtsidentität. Stollers Versuche am California Gender Identity Center bewiesen, dass Geschlechtsidentität postnatal erwor-

ben und in den ersten achtzehn Lebensmonaten geprägt wird.² Den angloamerikanischen Feministinnen und Frauenforscherinnen diente *gender* seit den siebziger Jahren zur scharfen Trennung von Biologie und Gesellschaft, von Natur und Kultur. *Gender* wurde dem biologischen Geschlecht (*sex*) gegenübergestellt und darüber hinaus als dem Geschlechtskörper übergestülpter Rollen- und Merkmalskatalog definiert, der je nach Kultur und Epoche stark variiert. Diese Trennung von Anatomie und »Schicksal« erlaubte es einerseits, Simone de Beauvoirs Äußerung von 1949, die Frau werde nicht als Frau geboren, sondern zur Frau gemacht, umfassend zu thematisieren und zu theoretisieren. Andererseits erhofften sich die Feministinnen Unterstützung in ihren Forderungen nach gesellschaftlicher Veränderung. In den achtziger und vor allem in den neunziger Jahren wurde *gender* im akademischen Umfeld zum zahlreich belegten Begriff für »kulturelles Geschlecht« im Unterschied zum »biologischen Geschlecht«.

Diese allgemein geläufige Verwendung von *gender* darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass der aus der Frauenbewegung stammende Begriff isoliert keinen Sinn macht und stets relational gedacht werden muss. Die Gender Studies widmen sich, wie Natalie Zemon Davis festhielt, nämlich nicht nur der Frauenfrage, sondern allgemein dem vorherrschenden Normensystem, das die unterschiedlichen Rollen, Positionen, Möglichkeiten und die Macht bestimmt, die jedem Geschlecht zuerkannt werden kann.³ Ungeachtet dieses Hinweises wurde und wird der Begriff *gender* fälschlicherweise oft als Synonym für die kulturelle Konstruktion von »Frau« oder »Weiblichkeit« verwendet. Vielleicht erlaubte es diese Verkürzung, das eine oder andere feministische Anliegen neutraler zu platzieren, vielleicht aber auch die eine oder andere berechtigte Gender-Einsicht als feministische Forderung zu diffamieren.

Festzuhalten ist: Gender Studies erforschen als zentrale

Analysekategorie – innerhalb der Disziplinen oder fächerübergreifend – die individuelle und gesellschaftliche Situation von Frauen und Männern sowie die Beziehung der Geschlechter. Weil die Studiengänge im deutschsprachigen Raum noch vorwiegend disziplinär ausgerichtet sind, betreten die Gender Studies mit ihrer inter- und transdisziplinären Ausrichtung Neuland. Die Gender Studies entwickeln dabei theoretische und empirische, das heißt qualitative wie quantitative Herangehensweisen. Die Anwendung von *gender* als Analysekategorie geht jedoch darüber hinaus und beinhaltet auch die Erforschung unserer wissenschaftlichen Denksysteme und Theorien, die weitgehend durch die geläufigen Vorstellungen von Männlichkeit beziehungsweise Weiblichkeit strukturiert werden. Ziel ist es, die androzentrische Welt- und Wissenschaftsicht zu überwinden und Männer wie Frauen an der (Definitions-)Macht zu beteiligen.

Gender wird, das gilt es zu bedenken, sowohl als soziale Konstruktion gedacht als auch in realen Situationen immer wieder hergestellt, so dass es durchaus zu realen sozialen Ungleichheiten kommt. Eine Frau, die sich ihrer weiblichen Sozialisierung bewusst ist, leidet oft gleichzeitig unter genderspezifisch ungerechter Behandlung oder Entlohnung. Der Begriff Gender Studies, so seine Kritikerinnen und Kritiker, nehme jedoch die Gleichheit der Geschlechter gewissermaßen als soziale Tatsache an, obwohl sie aus der Sicht von Frauenforscherinnen und Politikerinnen als solche erst herzustellen wäre. Deshalb präferieren sie aus sozialen und historischen Überlegungen den Begriff »Frauen- und Geschlechterstudien«. Gender Studies bleibt in diesem Sinne für Frauenforscherinnen wie Sigrid Metz-Göckel im akademischen Rahmen der bequemere Ausdruck für Geschlechterstudien, gerade weil der Begriff die Relationalität impliziere – aber eben nicht mehr als ein bequemer Begriff. Forscherinnen wie Metz-Göckel bezweifeln denn

auch, dass so Männer für die bislang vorwiegend Frauen interessierende Thematik zu gewinnen sind. Die Vereinigung von Frauen- und Männerforschung im Begriff Gender Studies kassiert für Metz-Göckel die Ungleichzeitigkeit und (akademische) Ungleichheit der beiden Forschungsrichtungen und Denkbewegungen. Wenn der Begriff Gender Studies gewählt werde, um dem Zusammenhang zwischen Feminisierung und Entwertung zu entgehen, könne das geschickt sein, weil junge Frauen sich immer weniger mit Diskriminierungsanalysen identifizieren mögen. Obwohl die Gender-Strategie als politisch klug gewertet wird, ziehen Sigrid Metz-Göckel, Andrea Maihofer und andere den Begriff »Frauen- und Geschlechterforschung«⁴ vor, allerdings aus unterschiedlichen Gründen: Zwar impliziere der englische Begriff *gender* eine Entgegensetzung von biologischem und sozialem Geschlecht, doch sei es nicht mehr ganz angemessen, von Genderforschung zu sprechen, so Maihofer. *Gender* verunmögliche »eine adäquate sprachliche Repräsentation dieser theoretischen Entwicklung, was zu häufigen Missverständnissen führt«⁵, einer Entwicklung, die im Anschluss an die Ideen Judith Butlers auch den biologischen Geschlechtskörper als erklärungsbedürftig und nicht einfach als männlich oder weiblich betrachtet.⁶ Maihofer konzidiert allerdings, dass eine begriffliche Alternative noch immer ausstehe. Selbst der Versuch von Joan W. Scott, nun von *sexual difference* und von *biological sex* zu sprechen, vermöge nicht recht zu überzeugen, so Andrea Maihofer. Maihofer plädiert deshalb für den deutschen Begriff »Geschlecht« anstelle von *gender*.⁷ Er verdeutliche eher die Möglichkeit, dass sowohl das »biologische« Geschlecht (wie auch immer es nun verstanden wird) als auch das »soziale« Gegenstand der »Geschlechterforschung« sei. Was für den deutschen Sprachraum durchaus sinnvoll erscheint, ist leider in der internationalen, angloamerikanisch geprägten Forschungsgemeinschaft schwer nachvoll-

ziehbar.⁸ Wir bleiben deshalb beim englischen Terminus. Abgesehen von diesen Bedeutungsfragen wird der englische Begriff auch aus ideologischen Gründen gelegentlich abgelehnt: Nicht nur subsumiere *gender* spezifische Frauenanliegen unter einem neutralen englischen Begriff, sondern suggeriere auch eine angloamerikanische theoretische Vorherrschaft und erneute intellektuelle Abhängigkeit.

Im internationalen Kontext erscheint der Begriff noch kontroverser. So hat *gender* für die theoretischen Traditionen der romanischen Sprachen wenig Relevanz.⁹ In einem Sprach- und Kulturraum, in dem *genre* sowohl »Geschlecht« wie »Menschheit« bezeichnet, wird sowohl die Nichtübersetzbarkeit des Begriffs klar wie auch die weit geringere Bedeutung der Sex-Gender-Debatte im Vergleich zum deutschen Sprachraum. Außerdem ist *gender* in vielen Sprachen nicht übersetzbar; ein entsprechendes Wort fehlt. Auch deshalb wird in manchen, vor allem europäischen Ländern, das englische Wort *gender* verwendet. Andernorts, zum Beispiel in China, wurden neue Wörter erfunden, um die linguistischen und kulturellen Bedingungen besser wiederzugeben.¹⁰

Zweifellos erlaubt und begünstigt der neutrale englische Begriff eine internationale Verständigung und eröffnet jenseits aller Sprach- und Kulturgrenzen die Erforschung geschlechtertheoretischer und politischer Fragen. Aus dieser Sicht erscheint *gender* weniger als aufgezwungener »neokolonialer« Begriff denn als international bekanntes und anerkanntes Schlüsselwort, das vor allem auf der Ebene internationaler Organisationen wie der UNO gemeinsame Aktionen ermöglicht.

Dennoch: eine weltweit übereinstimmende Bedeutung des Begriffs *gender* fehlt nach wie vor. Auf der Weltfrauenkonferenz von Peking 1995 wurde dieser Mangel mit dem Hinweis auf die »allgemein übliche Bedeutung« überspielt. Allerdings berichtete Judith Butler 1997 in ihrem Artikel über *Das Ende*

der Geschlechterdifferenz, wie umstritten der Begriff *gender* in Peking war. Die Diskussion um das Verhältnis von *sex* und *gender* sei gar zum Machtkampf ausgeartet, an dem sich auch die katholische Kirche beteiligte. Unter ihrer Führung wurde *gender* aus dem Programm getilgt und durch den Ausdruck *sex* ersetzt.¹¹ Weshalb? Einerseits sollte die Sexualität nicht vom biologischen Geschlecht und dessen Fortpflanzungsfunktion abgespalten werden, andererseits sei der Begriff *gender* ein Code für Homosexualität und deshalb abzulehnen. Dass die katholische Kirche keine Emanzipation der Sexualmoral oder eine Erweiterung beziehungsweise Veränderung der Geschlechterrollen wünscht, ist bekannt. Die Tilgung von *gender* aus ihrem Vokabular zeigt, wie bedrohlich eine wie immer geartete »Feminisierung« der katholischen Kirche erscheinen muss.

Das Fehlen einer einheitlichen und unumstrittenen Definition hält den Begriff *gender* auch lebendig. Wie lebendig, bezeugt beispielsweise die international fortschreitende Einrichtung von Gender Studies an Universitäten und Fachhochschulen. Gender-Studies-Studiengänge sind weltweit Einrichtungen, wo Fragen über das Wirken und Funktionieren der Geschlechter gestellt werden. Stellvertretend für zahlreiche schon länger bestehende Programme¹² seien nachfolgend die Studieninhalte am Zentrum Gender Studies der Universität Basel zitiert. Deutlich wird dabei, wie die Institutionalisierung und curriculare Umsetzung der Gender Studies aussehen: »Gender Studies sind aus der Frauenforschung entstanden und umfassen inzwischen Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung. Ihr Thema ist die zentrale Bedeutung von Geschlecht in Wissenschaft und Gesellschaft. So gibt es kaum einen Bereich, in dem Geschlecht keine Rolle spielt und in dem es keinen Unterschied macht, ob sich eine Person darin als ›Frau‹ oder als ›Mann‹ bewegt.«

In Gender Studies wird aber nicht nur das aktuelle Verhält-

nis der Geschlechter in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (z. B. im Recht, der Berufswelt, der Religion, der Medizin, den Medien oder in der Politik) analysiert und problematisiert, sondern auch, wie es historisch entstanden ist und wie es sich derzeit verändert. Wie sich dabei zeigt, ist das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in den meisten Fällen hierarchisch.

»Eine zentrale Einsicht der Frauen- und Geschlechterforschung ist, dass Geschlecht und die Geschlechterverhältnisse nichts Naturgegebenes, sondern in erster Linie gesellschaftliche Phänomene sind, Ergebnis und Moment menschlichen Handelns, sozialer Strukturen und Verhältnisse – eben eine soziale ›Konstruktion‹. Insgesamt können drei Dimensionen der Vergeschlechtlichung unterschieden werden: erstens *individuelle Konstitutionsprozesse von Geschlecht*, wie die Genese von ›Frauen‹ und ›Männern‹ und deren Bedeutung für die körperliche, psychische, kognitive oder emotionale Entwicklung; zweitens *strukturelle Konstitutionsprozesse von Geschlecht* wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung oder die Trennung von Öffentlich und Privat; drittens *symbolische Konstitutionsprozesse von Geschlecht*, wie sie sich beispielsweise in den Bildern von ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹, in den Vorstellungen vom biologischen Geschlechtskörper oder ganz allgemein in der Sprache und ihrer geschlechtlichen Codierung manifestieren. Diese unterschiedlichen Dimensionen von Geschlecht existieren teilweise nebeneinander, manchmal sogar historisch ungleichzeitig; sehr häufig sind sie jedoch auf das Engste verwoben. Zudem ist inzwischen klar, dass ein enger Zusammenhang zwischen Geschlecht und ›Rasse‹/Ethnizität, Klasse und sexueller Orientierung besteht. So beschäftigen sich Gender Studies nicht nur mit den Diffe-

renzen und ungleichen Machtverhältnissen zwischen ›Frauen‹ und ›Männern‹, sondern auch mit denjenigen zwischen ›Frauen‹ und zwischen ›Männern‹.

Thema sind also die jeweiligen gesellschaftlichen *Geschlechterarrangements* bzw. *Geschlechterregimes*, ihre Entstehung, Reproduktion und Veränderung. In der Ausrichtung auf die gesellschaftlichen *Konstitutionsprozesse von Geschlecht und den Geschlechterverhältnissen* ist der Blick von Gender Studies auf *beide* Geschlechter und ihr Verhältnis zueinander gerichtet. Kurz: Es geht um die Analyse und Kritik der (heterosexuellen) Zweigeschlechtlichkeit als Organisationsprinzip von Gesellschaft.«¹³

Wie dieses Zitat deutlich macht, hängt die Definition des Begriffs *gender*, darüber herrscht heute Konsens, stets von historischen und gesellschaftlichen Phänomenen ab. Gender Studies untersuchen deshalb diachronisch und synchronisch individuelle, strukturelle und symbolische Konstitutionsprozesse von Geschlecht. Entscheidend ist auch, *gender* im Kontext mit anderen Aspekten wie Ethnizität, Klasse, sexueller und/oder religiöser Orientierung zu lesen. So wie die Kategorie *gender* immer mitläuft, so bestimmen auch die anderen genannten Faktoren die Identitätsbildung wesentlich mit. Das Verhältnis dieser Faktoren, die vor allem als Parameter der Marginalisierung verstanden werden, ist jedoch nicht (immer) additiv zu fassen¹⁴, viel eher als Verschränkung, Kombination oder Verwobenheit, denn je nach Kontext verändert sich die Konstellation, die Gewichtung der einzelnen bestimmenden Anteile. Der 1995 des Mordes an seiner weißen Ehefrau Nicole Brown Simpson angeklagte afroamerikanische Sportstar O. J. Simpson wurde freigesprochen. »Race issues«, das heißt die Vermeidung von Rassenunruhen, waren und sind in den USA wichtiger als »gender issues«, also als häusliche Gewalt. Das Verfah-

ren endete insofern nicht zuletzt deshalb mit dem Freispruch des verdächtigten Ehemannes, weil im Falle einer Verurteilung mit Rassenunruhen zu rechnen gewesen wäre. Dann wiederum spielt die sexuelle Orientierung eine größere Rolle als Ethnizität und Klasse, wie bei der lesbischen afroamerikanischen Autorin und Theoretikerin Audre Lorde, die in den siebziger und achtziger Jahren wesentlich dazu beitrug, dass die Frauenbewegung nicht länger Sache einer weißen, akademisch gebildeten, mittelständischen Mehrheit blieb, sondern »poor black lesbians« als eine besonders marginalisierte Gruppe von Frauen ins künstlerische und theoretische Blickfeld hob. Statt von Ethnizität, Klasse und *gender* spricht man heute neutraler, und nicht noch zusätzlich diskriminierend, von »intersectionality«, »Intersektionalität«, als Schnittfläche und -menge unterschiedlicher sozialer und kultureller Bedingungen. Floya Anthias definierte in einem Referat zum Thema an der Universität Zürich vom 27.10.2005 den Begriff wie folgt: »Intersectionality goes beyond just looking at the gender aspects of racial discrimination. It seeks to provide a tool for analysing the ways in which gender, race, class and all other forms of identity and distinction, in different contexts, produce situations in which women and men become vulnerable to abuse and discrimination.«

Herkunft, Definitionsgeschichte und Anwendungsbereich des Terminus *gender* verweisen deutlich auf das wesentliche Merkmal: *Gender* ist nicht nur eine konstruierbare, sondern auch eine dekonstruierbare, verhandelbare Größe. Zumindest in einem Punkt herrscht heute Konsens: Frauen und Männer sind nicht einfach als Frauen und Männer geboren; sie werden es im Verlauf ihrer unterschiedlichen Sozialisation. Kulturelles wie biologisches Geschlecht entstehen laufend performativ, das heißt *sex* und *gender* werden im entsprechenden Handeln erst hergestellt.

Schlagen wir den Bogen nochmals zur biblischen Schöp-

fungsgeschichte zurück. Zur Debatte standen zwei Deutungen: eine erste der Gleichheit der Geschlechter, eine zweite der Unterordnung der Frau unter den Mann. Wie sich im Laufe der biblischen Geschichte und deren Rezeption 1. Mose 2.22 über 1. Mose 1.27 durchzusetzen vermochte, wie jedoch im Zeitalter der Aufklärung auch die Gleichheitsmetapher von 1. Mose 1.27 plötzlich wieder diskutiert wurde, verweist eindringlich genug auf die zeit- und kontextbedingte »Herstellung« von *gender*. Dieser ständigen Produktion von *gender* im Handeln und Interpretieren unter bestimmten individuellen beziehungsweise gesellschaftlichen Bedingungen wenden wir uns nun kurz zu. Es handelt sich um das aus den Sozialwissenschaften stammende Konzept des *doing gender*, ein Konzept, das unter etwas anderen Vorzeichen in den Arbeiten Judith Butlers wirksam werden wird.

Doing gender versus performing gender

Das Konzept des *doing gender*, der »interaktiven Konstruktion von Geschlecht« (Regine Gildemeister) basiert auf den Transsexuellenstudien von Harold Garfinkel und Susan Kessler / Wendy McKenna. Transsexuellen fehlt bekanntlich eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit. Ihr *doing gender* geschieht über den angestrebten Geschlechtswechsel; das heißt, männliche oder weibliche Verhaltensweisen müssen auf individueller wie sozialer Ebene erst eingeübt werden, damit die Person in ihrer neuen Geschlechtsidentität glaubwürdig ist und akzeptiert wird. *Doing gender* besagt nichts anderes, als dass Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität als fortlaufender Herstellungsprozess aufzufassen sind, der zusammen mit faktisch jeder menschlichen Aktivität vollzogen wird.¹⁵

Welche Formen des individuellen und sozialen *doing gender* möglich sind, hat Judith Lorber in *Paradoxes of Gender* (1994), deutsch 1999 unter dem Titel *Gender-Paradoxien* erschienen, dargestellt. Basierend auf den Theorien von Candace West und Don Zimmerman entwickelt Lorber hier ihr Modell eines *doing gender*, das unter anderem auch von Anne Fausto-Sterling aufgegriffen wurde. Es zeigt auf, in welchen Bereichen und auf welchen Handlungsebenen *gender* hergestellt wird:

Soziale und individuelle Komponenten des Begriffs *gender*
nach Judith Lorber

Auf sozialer Ebene

Genderstatus: sozial anerkannte Geschlechterrollen und -erwartungen sowie ihre Umsetzung in Verhalten, Gestik, Sprache, Gefühl und Körper

Auf individueller Ebene

Sexuelle Kategorie: vorgeburtlich bestimmt oder chirurgisch (wieder-)hergestellt

Auf sozialer Ebene

Gendertypische Arbeitsteilung

Auf individueller Ebene

Genderidentität: geschlechtsspezifisch bestimmte Selbstwahrnehmung eines Individuums im beruflichen und familiären Umfeld

Auf sozialer Ebene

Gendertypische Verwandtschaft: Familienrechte und -pflichten für jeden Genderstatus

Auf individueller Ebene

Gendertypischer ehelicher und fortpflanzungsrelevanter Status: Vollzug oder Nichtvollzug erlaubter oder unerlaubter Sexualität, Schwängerung, Schwangerschaft, Geburt

Auf sozialer Ebene

Gendertypische sexuelle Skripts: nach Genderstatus vorgegebene normative Muster sexuellen Verlangens und sexueller Praktiken

Auf individueller Ebene

Gendertypische sexuelle Orientierung: sozial und individuell geprägte sexuelle Begierden, Gefühle, Praktiken und Identifikationen

Auf sozialer Ebene

Gendertypische Persönlichkeitsmuster: Kombination von Eigenschaften geprägt durch geschlechtsspezifische Verhaltensnormen

Auf individueller Ebene

Gendertypische Persönlichkeit: verinnerlichte Muster sozial normierter Gefühle in Familienstrukturen und Elternschaft

Auf sozialer Ebene

Gendertypische soziale Kontrolle: formelle und informelle Akzeptanz und Belohnung konformen Verhaltens; Stigmatisierung und Pathologisierung nichtkonformen Verhaltens

Auf individueller Ebene

Gendertypische Prozesse: *doing gender* – soziale Praktiken des Erlernens und Ausübens gendertypischer Verhaltensweisen; Entwicklung einer Genderidentität

Auf sozialer Ebene

Gendertypische Ideologie: Rechtfertigung eines Genderstatus, oft unter Berufung auf Argumente einer natürlichen (biologischen) Differenz

Auf individueller Ebene

Gendertypische Annahmen: Verinnerlichung von oder Widerstand gegen Genderideologien

Auf sozialer Ebene

Gendertypische Visualisierung/Bildersprache: kulturelle Repräsentationen von *gender* als symbolische Sprache und Kunst

Auf individueller Ebene

Gendertypische Aufmachung/Erscheinung: Selbstdarstellung als gendertypische Person mittels Kleidung, Kosmetik, Schmuck, reversible oder irreversible Körpermarkierungen

Dieses Konzept des *doing gender*, das Lorber mit Candace West, Don Zimmerman und anderen erarbeitet hat¹⁶, lenkt die Aufmerksamkeit auf den (politisch relevanten) Umstand, dass die Konstruktion von Geschlecht nicht nur auf der individuellen Ebene stattfindet, sondern ebenso in der alltäglichen sozialen Praxis, an der jeder Mann, jede Frau auf seine/ihre Weise teilnimmt. Die Diskurse des Alltags übersetzen sich hier in konkretes Handeln, in performative Akte, die die Geschlechtszugehörigkeit gleichermaßen konstituieren und auf Dauer festschreiben. Diese »ständige Herstellung des Geschlechts«, das *doing gender*, bereitet den Boden für Judith Butlers Theorie einer »Performativität« des Geschlechts. Daher sei an dieser Stelle kurz Butlers Vorstellung von *gender performance(s)* – ein kulturwissenschaftlicher Ansatz – mit dem *doing gender*